Ein historischer Roman.

Historische Romane scheinen mir nur, dann wesentlich zu sein, wenn sie durch die schöpferische Kraft, die Sehergabe, die besondere Musik eines Dichters Eigenleben haben — Musterbeispiele dafür: Flauberts „Salambo" oder Tolstois „Krieg und Frieden". Dann gibt es noch eine achtbare, sozusagen „Zweite Garnitur", die ein nützliches, sauberes Mittelmaß von Hausprosa für den Familien- und Schülerbrauch darstellt. — Exempel: Hauffs „Lichtenstein" oder Sienkiewicz' „Quo vadis". Die dritte Art, der professorale Mißbrauch einer Literaturgattung (Ebers, Dahn), kommt gottlob nicht mehr in Betracht.

„Die Walstatt von Liegnitz" von Zofia Kossak (Aus dem Polnischen übersetzt von Dr. Otto Forst-Battaglia. 335 Seiten. Leinenband 6 ℳ. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, München) gehört wohl immerhin zur zweiten Garnitur. Denn der Roman ist im Grund langweilig, flach, durchschnittlich und enthält doch ein paar Stellen, die eine historische Situation plausibel machen, ja sogar eine menschliche Stimmung gestalten. Neben den Kirchenfiguren des hinterhältigen Mandarins und des liebenswürdigen Gaetano stehen so glaubwürdig lebhaft wie der Pfarrer als Herbergswirt oder die junge Beatrice im Klostergarten von Trebnitz. Neben den üblichen Historienmalereien des Liebeswettstreites und der Mongolenschlacht die blutvollen Kräfte der Tempel- und Geißler-Szenen. Da ich von der Schriftstellerin Kossak nichts anderes kenne, weiß ich nicht, ob dieser Roman ihr Bestes gibt, ob er sie würdig vertritt. Daß Joseph Conrad sie geschätzt hat, spricht für sie. Unzutreffend bleibt das Nachwort des Uebersetzers. Er stellt sie der Lagerlöf und der Handel-Mazzetti gleich. M. H. (N.)

MARTIN MAURICE

MAX BEER
Die Reise nach Genf
S. FISCHER VERLAG

DER GROSSE HERDER

FREMDSPRACHLER

Ernst Erich Noth
Die Mietskaserne

Marx-Engels-Gesamtausgabe

„DER JESUITENORDEN"

HERMANN BALL / PAUL GRAUPE
SAMMLUNG UND EINRICHTUNG
DR. E. W., BERLIN

Ein historischer Roman.

Historische Romane scheinen mir nur dann wesentlich zu sein, wenn sie durch die schöpferische Kraft, die Sehergabe, die besondere Musik eines Dichters Eigenleben haben — Musterbeispiele dafür: Flauberts „Salambo" oder Tolstois „Krieg und Frieden". Dann gibt es noch eine achtbare, sogenannte „Zweite Garnitur", die ein nützliches, sauberes Mittelmaß von Hausprosa für den Familien- und Schulgebrauch darstellt — Exempel: Hauffs „Lichtenstein" oder Sienkiewicz' „Quo vadis". Die dritte Art, der professorale Mißbrauch einer Literaturgattung (Ebers, Dahn), kommt gottlob nicht mehr in Betracht.

„Die Walstatt von Liegnitz" von Zofia Kossak (Aus dem Polnischen übersetzt von Dr. Otto Forst-Battaglia. 335 Seiten. Leinenband 6 M. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, München) gehört wohl immerhin zur zweiten Garnitur. Denn der Roman ist im Grund langweilig, flach, durchschnittlich und enthält doch ein paar Stellen, die eine historische Situation plausibel machen, ja sogar eine menschliche Stimmung gestalten. Neben den Kirchenfiguren des historisierenden Mandarins und des Holzschnittgesichten Gaetans stehen so glaubwürdig leibhaftige wie der Pfarrer als Herbergswirt oder die junge Beatrice im Klostergarten von Trebnitz. Neben den üblichen Historienmalereien des Liebeswettstreites und der Mongolenschlacht die fabelhaften Kräfte der Tugend- und Gefängnis-Szenen. Da ich von der Schriftstellerin Kossak nichts anderes kenne, weiß ich nicht, ob dieser Roman ihr Bestes gibt, ob er sie würdig vertritt. Daß Joseph Conrad sie geschätzt hat, spricht für sie. Unangenehm bleibt das Nachwort des Uebersetzers. Er stellt sie der Lagerlöf und der Handel-Mazzetti gleich. M. H. (N.)

Die Revolution der Reichen
MARTIN MAURICE
MAX BEER
Die Reise nach Genf
S. FISCHER VERLAG
Marx-Engels-Gesamtausgabe
„DER JESUITENORDEN"
DER GROSSE HERDER
Ernst Erich Noth
Die Mietskaserne
HERMANN BALL / PAUL GRAUPE
SAMMLUNG UND EINRICHTUNG DR. E. W., BERLIN

Romane / Wissenschaft / Musik.

Leben im Panoptikum.

Ein Zeichen unserer wild und wirr gewordenen Zeit scheint mir Grete von Urbanitzkys Roman „Eine Frau erlebt die Welt“ zu sein (Paul Zsolnay Verlag, 609 Seiten. Ganzleinen RM 7.80). Da wird eine Lebenshaltung gezeigt, die jede Freiheit und doch nicht den Mut zu ihr, doch immer ein schlechtes Gewissen hat. Sie endet in religiöser Schwarmgeisterei, die gleichfalls Krampf ist. Folge einer außergewöhnlichen Katastrophe, Mangel an Verantwortlichkeit. Geplant war ein weiblicher Entwicklungsroman in großen Ausmaßen, ein prinzipielles Gegenstück zu den Büchern, die eines Männerdaseins Bilanz ziehen, eine umfassende Abrechnung mit der Welt vom Frauenstandpunkte aus. Was tatsächlich dabei herauskam, ist ein belletristisches Monstrum, eine moderne, sich universal gebärdende Marlitt, eine anspruchsvolle Hansi Dampf in allen Gassen. Keine Gestaltung eines leibhaftigen Lebensbezirkes, und sei er noch so eigenwillig, sondern Kombination, Fiktion, Illusion. Ein Retortenprodukt schon im verzwickten Grundriß der Fabel: daß ein von Gott mißhandelter Mann (natürlich ein englischer Nabob) den Schicksalslenker zu korrigieren, das Unglück aus dem Menschenleben auszuschalten versucht. Und wie dieser kuriose Magier eigentlich nichts anderes ist als der splenige Lord der alten Kolportageschmöker, so ist auch seine Mara, die er aus dem dalmatinischen Dorfe entführen und den abwechslungsreichen Kursus einer vielfältig interessierten Dame durchmachen läßt, nur das aktuell kostümierte Phantom des üblichen „Wilden Mädchens“, die gemäß bekehrte „Sünderin“ erbaulicher Geschichten. Der Reichtum an Situationen bleibt Talmi, das Apokalyptische literarisch, das Abenteuer Konstruktion und Attrappe. Die Auseinandersetzung mit den Fragen und Nöten unserer Zeit bewegt sich im Bodenlosen, sieht Gespenster statt Geister, die humorlose Heldin wird zuletzt mehr Apostelin der Reaktion als Prophetin, und das Ganze ist langwierig und langweilig. Auch die Diktion hat keine Substanz, Unanschauliches wird rasch und papieren geändert, als handle sich's um unwesentliche Notizen („Nachdem der Prokurist einem rasch herbeigerufenen Sekretär einige Briefe diktiert und ihm an Hand der Kartothekblätter Aufträge für neue Erfahrungen erteilt hatte, versank er wieder in sein Brüten.“) Für den allzu weit gespannten Bogen von 1889 bis 1933 fehlt der Autorin die handwerkliche Solidität und die visionäre Ueberlegenheit. Aufrichtigen Freimut gibt es nur im ersten Teil, der die Studentenjahre schildert. Da bekennt eine Frau — unbeschadet der vielfältigen Schliff- und Grundtendenz des Romanes — sich offenherzig zu ihrem Trieb.

M. H.-N.

FRANZ WERFEL
Die Geschwister von Neapel

RUSSLAND 1932

„DER JESUITENORDEN“

FREMDSPRACHLICHE

NEUE BÜCHER

Romane / Wissenschaft / Musik.

Leben im Panoptikum.

Die Zeichen unserer wild und wirr gewordenen Zeit scheint mir Grete von Urbanitzkys Roman „Eine Frau erlebt die Welt“ zu sein (Paul Zsolnay Verlag, 690 Seiten, Ganzleinen RM 7.80). Da wird eine Lebenshaltung gezeigt, die jede Freiheit und doch nicht den Mut zu ihr, doch immer ein schlechtes Gewissen hat. Sie endet in religiöser Schwarmgeisterei, die gleichfalls Krampf ist, Folge einer außergewöhnlichen Katastrophe, Mangel an Vorurteilslosigkeit. Gedacht war ein weiblicher Entwicklungsroman in großen Ausmaßen, ein prinzipielles Gegenstück zu den Büchern, die eines Männerdaseins Bilanz ziehen, eine umfassende Abrechnung mit der Welt vom Frauenstandpunkte aus. Was tatsächlich dabei herauskam, ist ein belletristisches Monstrum, eine moderne, sich universal gebärdende Marlitt, eine anspruchsvolle Hanni Daunel in allen Gassen. Keine Gestaltung eines lebhaftigen Lebensbezirkes, und sei er noch so unerkannt, sondern Kombination, Fiktion, Illusion. Ein Retortenprodukt schon im verzwickten Grundriß der Fabel: daß ein von Gott mißhandelter Mann (natürlich ein englischer Nabob) dem Schicksalsbecher zu korrigieren, das Unglück aus dem Menschenleben auszuschalten versucht. Und wie dieser kuriose Magier eigentlich nichts anderes ist als der selbstige Lord der alten Kolportageschmöker, so ist auch seine Mara, die er aus dem dalmatinischen Dorfe entführen und den abwechslungsreichen Kursus einer zufällig internierten Dame durchmachen läßt, nur das aktuell kostümierte Phantom des üblichen „Wilden Mädchens“, die zumeist bekehrte „Sünderin“ erbaulicher Geschichten. Der Reichtum an Situationen bleibt Talmi, das Apokalyptische literarisch, das Abenteuer Konstruktion und Attrappe. Die Auseinandersetzung mit den Fragen und Nöten unserer Zeit bewegt sich im Bodenlosen, zieht Gespenster statt Geister, die humorlose Heldin wird zuletzt mehr Agentin der Reaktion als Prophetin, und das Ganze ist langwierig und langweilig. Auch die Diktion hat keine Substanz. Ungewöhnliches wird zerrt und papieren gezaubert, als handle sich's um unpersönliche, flache Notizen („Nachdem der Prokurist einem rasch herbeieilenden Sekretär einen Brief diktiert und ihm an Hand der Kartothekblätter Aufträge für neue Erhebungen erteilt hatte, versank er wieder in sein Brüten.“). Für den allzu weit gespannten Bogen von 1898 bis 1933 fehlt der Autorin die handwerkliche Solidität und die visionäre Ueberlegenheit. Aufrichtiges Freimut gibt es nur im ersten Teil, der die Studentenjahre schildert. Da bekennt eine Frau — unbeschadet der dietistischen Schluß- und Grundtendenz des Romanes — sich offenherzig zu ihrem Trieb. M. H.-N.

Friedrich Schnacks Falterlegenden

Ein Postenwerk von ungleichem Wert ist „Der Lichtbogen" von Friedrich Schnack (Verlag von Jakob Hegner in Leipzig. 156 Seiten. Geb. Mk. 5.80). Es beginnt mit einem elegischen, mir sehr vertrauten Gedicht und bringt dann sechs „Falterlegenden", kurze Geschichten, in denen Schmetterlinge als Boten aus magischen Reichen, als Genien tröstlicher Traumwelten geistern. Den stärksten Eindruck machte mir die Erzählung „Der mexikanische Zauberfalter", das geschlossene, lebensvolle Kabinettstück einer großartigen Treffsicherheit im Zeit- und Landschaftskolorit. Gut gestaltet auch die folgende, autobiographische Gegenwarts-Anekdote „Der Geisterfalter der Insel", die besondere Stimmung einer Tropennacht, atmosphärisch spürbar in aller Unheimlichkeit, rätselhaften Schauers, dem bizarren Nebeneinander des Europäertums mit Whisky und Grammophonschlagern, und des Eingeborenenwesens, in dem das Unbekannte schreckt und spukt. Aber die Wirkung wäre für mich reiner geblieben, wenn nicht am Schluß diese, für meinen Geschmack zu billige Verdeutlichung mit dem verstorbenen Kinde käme. Und ganz schlimm wird es dann leider in dem Fibelwohlgefallen „Der namenlose Falter", das in der Weinerlichkeit primitiver Schullesebuch-Stilleben schwelgt. Da vergibt sich das echte Dichtertum Schnacks an wohlfeile Traktätchengunst, ein Niveau, das weit unter ihm liegt.

Ueber welchen Regionen es Macht besitzt, beweist es aber in der kühnen, tiefgründigen Konzeption der Schicksalsfabel vom „Falter Homers" und in den vielfältigen Visionen der legitimen Legende vom „Falter des heiligen Antonius".

Max Herrmann (Neiße).

HENRY BENRATH

DIE SCHLAFWANDLER

1918 · HUGUENAU

CHINA-JAPAN

DAS CHINA VON HEUTE

JAPAN-EUROPA

1870-1871 und 1914-1918

Friedrich Schnacks Falterlegenden

Ein Poetenwerk von ungleichem Wert ist „Der Lichtbogen" von Friedrich Schnack (Verlag von Jakob Hegner in Leipzig. 156 Seiten. Geb. Mk. 5.80). Es beginnt mit einem elegischen, mir sehr vertrauten Gedicht und bringt dann sechs „Falterlegenden", kurze Geschichten, in denen Schmetterlinge als Boten aus magischen Reichen, als Genien tröstlicher Traumwelten geistern. Den stärksten Eindruck machte mir die Erzählung „Der mexikanische Zauberfalter", das geschlossene, lebensvolle Kabinettstück einer großartigen Treffsicherheit im Zeit- und Landschaftskolorit. Gut gestaltet auch die folgende, autobiographische Gegenwarts-Anekdote „Der Geisterfalter der Insel", die besondere Stimmung einer Tropennacht, atmosphärisch spürbar in aller Unheimlichkeit, rätselhaften Schauern, dem bizarren Nebeneinander des Europäertums mit Whisky und Grammophonschlagern, und des Eingeborenenwesens, in dem das Unbekannte schreckt und spukt. Aber die Wirkung wäre für mich reiner geblieben, wenn nicht am Schluß diese, für meinen Geschmack zu billige Verdeutlichung mit dem verstorbenen Kinde käme. Und ganz schlimm wird es dann leider in dem Fibelwohlgefallen „Der namenlose Falter", das in der Weinerlichkeit primitiver Schullesebuch-Stillleben schwelgt. Da vergibt sich das echte Dichtertum Schnacks an wohlfeile Traktätchengunst, ein Niveau, das weit unter ihm liegt.

Ueber welchen Regionen es Macht besitzt, beweist es aber in der kühnen, tiefgründigen Konzeption der Schicksalsfabel vom „Falter Homers" und in den vielfältigen Visionen der legitimen Legende vom „Falter des heiligen Antonius".

Max Herrmann (Neiße).

Ein Roman von der Arbeitslosigkeit

Das Bettlerdasein der Arbeitslosen behandelt Georg Rendl in seinem Roman „Vor den Fenstern" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin. 326 Seiten, in Leinen gebunden ℳ 4.80) auf eine eigenwillige, seltsam zwiespältige Art. Es ist sicherlich ein zeitgemäßes Thema, eigentlich das wichtigste, schmerzlichste, dringlichste, das unsere unselige Gegenwart aufzuweisen hat, und der Verfasser war — wie man aus Notizen des Waschzettels erfährt — selbst arbeits- und obdachlos. Aber nicht immer hat seine Erzählung das unverkennbare Wesen des Erlebten; manchmal besitzt sie im Ausdruck und in der Stimmungsmache papierene Klischees und Konstruktion. („Die Kamine hißten ihre Rauchfahnen nicht.") — Der „Meisterer" macht anzügliche Glossen über die Tochter des Arbeitgebers: „Das war gemein gewesen, und es war kein Arbeiter, der ihn ob dieser Verleumdung nicht zurechtgewiesen hätte." Oder eine faustdicke Symbolik: in einem alten Gebetbuch „hatte gleich auf einer der ersten Seiten der Wurm aus dem Vaterunser das Wort „Brot" herausgefressen"). Konstruiert wirkt auch die Schlußharmonie, daß für diesen Klaus Raab und die Seinen alles wieder gut wird. Das zuversichtliche „Es kommen andere Zeiten" scheint mir mehr einem Wunsche als einer Tatsache zu entsprechen und bildet ein höchst anfechtbares, willkürliches, aufgepfropftes Finale.

Zieht man diese merkwürdigen, störenden Unzulänglichkeiten ab, so bleibt eine heutige Elendsdichtung von großem volkstümlichen Wuchs, zu der die beanstandeten Eigenschaften gar nicht passen. Es ist nicht die Arbeitslosigkeit in der Großstadt — Rendls moderne, ökonomische Schicksalstragödien spielen sich in ländlichen Verhältnissen ab. Die davon Betroffenen hungern und hungern nicht ausgelaugt und verbittert in den Elendsquartieren, Promenaden, aufreizenden Luxusvierteln der Metropolen heran, sie bringen ihr ausgeschaltetes, nutzloses Dasein auf den Chausseen zu, ziehen als Vagabunden arbeitsuchend durch die Dörfer, klopfen an die Fenster der Bauern. Ihre Not ist erdnäher, naturhafter, allerdings auch hilfloser den Elementen preisgegeben, und innerhalb noch fast patriarchalischer Zustände nicht ohne Verständnis für die weniger krasse, doch auch schon schlimme Lage der Gewerbetreibenden und des Mittelstandes. Das soll nicht heißen, daß es in Rendls Buch keine Verzweiflung und Raserei, keine Grausamkeiten und Exzesse, keine Auslehnung und keine rücksichtslos fordernde Rebellion gibt. Ein Wutanfall will dem Wucherer ans Leben, von der mörderischen Fron der Scherbenweiber wird nichts beschönigt, und Klaus Raab ist in einer Phantasiepredigt Mahner einer sterbenden Zeit, Rufer in eine neue. Das klingt so radikal wie möglich, an alle gerichtet, die noch satt zu essen und eine warme Stube haben, und überschlägt sich sogar ins neue Extrem. Aber es ist echt als notwendiger Glaube dessen, der den Passionsweg unverschuldeter Arbeitslosigkeit ging, und Rendls Roman malt sein Menetekel desto eindringlicher an die Wand unserer Krisenwelt, als er auf die Schwarzweißmanier primitiver Tendenzliteratur verzichtet und auch im eigenen Lager den Menschen zeigt, wie er im Grund ist: „mit aller Grausamkeit, mit aller Güte, mit Gemeinheit und Liebe".

Max Herrmann (Neiße)

Soeben erschienen!
Jakob Wassermann
Christian Wahnschaffe

Literarische Nachrichten

Deutschland

Ein Roman von der Arbeitslosigkeit

Das Bettlerdasein der Arbeitslosen behandelt Georg Rendl in seinem Roman „Vor den Fenstern" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin, 326 Seiten, in Leinen gebunden ℳ 4.80) auf eine eigenwillige, seltsam zwiespältige Art. Es ist sicherlich ein zeitgemäßes Thema, eigentlich das wichtigste, schmerzlichste, dringlichste, das unsere unselige Gegenwart aufzuweisen hat, und der Verfasser war — wie man aus Notizen des Waschzettels erfährt — selbst arbeits- und obdachlos. Aber nicht immer hat seine Erzählung das unverkennbare Wesen des Erlebten; manchmal benutzt sie im Ausdruck und in der Stimmungsmache papierene Klischees und Konstruktion. („Die Kamine hißten ihre Rauchfahnen nicht.") — Der „Meisterer" macht unsittliche Glossen über die Tochter des Arbeitgebers: „Das war gemein gewesen, und es war kein Arbeiter, der ihn ob dieser Verleumdung nicht zurechtgewiesen hätte." Oder eine faustdicke Symbolik: in einem alten Gebetbuch „hatte einer auf einer der ersten Seiten der Wurm aus dem Vaterunser das Wort „Brot" herausgefressen"). Konstruiert wirkt auch die Schlußharmonie, daß für diesen Klaus Raab und die Seinen alles wieder gut wird. Das zuversichtliche „Es kommen andere Zeiten" scheint mir mehr einem Wunsche als einer Tatsache zu entsprechen und bildet ein höchst anfechtbares, willkürliches, aufgeschrobenes Finale.

Zieht man diese merkwürdigen, störenden Unzulänglichkeiten ab, so bleibt eine heutige Heimatdichtung von gradem volkstümlichem Wuchs, zu der die beanstandeten Eigenschaften gar nicht passen. Es ist nicht die Arbeitslosigkeit in der Großstadt — Rendls moderne, ökonomische Schicksalstragödien spielen sich in ländlichen Verhältnissen ab. Die davon Betroffenen lungern und hungern nicht ausgelaugt und verbittert in den Elendsquartieren, Promenaden, aufreizenden Luxusvierteln der Metropolen herum, sie bringen ihr ausgeschaltetes, nutzloses Dasein auf den Chausseen zu, ziehen als Vagabunden arbeitsuchend durch die Dörfer, klopfen an die Fenster der Bauern. Ihre Not ist erträglicher, naturhafter, allerdings auch hilfloser den Elementen preisgegeben, und innerhalb noch fast patriarchalischer Zustände nicht ohne Verständnis für die weniger krasse, doch auch schon schlimme Lage der Gewerbetreibenden und des Mittelstandes. Das soll nicht heißen, daß es in Rendls Buch keine Verzweiflung und Raserei, keine Grausamkeiten und Exzesse, keine Ausbeutung und keine rücksichtslos fordernde Rebellion gibt. Ein Wutanfall will dem Wucherer ans Leben, von der mörderischen Frohn der Scherbenweiber wird nichts beschönigt, und Klaus Raab ist in einer Phantasiepredigt Mahner einer sterbenden Zeit, Rufer in eine neue. Das klingt so radikal wie möglich, an alle gerichtet, die noch satt zu essen und eine warme Stube haben, und überschlägt sich sogar ins neue Extrem. Aber es ist echt als notwendiger Glaube dessen, der den Passionsweg unverschuldeter Arbeitslosigkeit ging, und Rendls Roman malt sein Menetekel desto eindringlicher an die Wand unserer Krisenwelt, als er auf die Schwarzweißmanier primitiver Tendenzliteratur verzichtet und auch im eigenen Lager den Menschen zeigt, wie er im Grund ist: „mit aller Grausamkeit, mit aller Güte, mit Gemeinheit und Liebe".

Max Herrmann (Neiße)

Soeben erschienen!
Jakob Wassermann
Christian Wahnschaffe
Der moderne Führer
FREMDSPRACHLER

Ballade eines Landes.

Ballade eines Landes nennt Elisabeth Langgässer ihr kurzes Prosabuch „Grenze: Besetztes Gebiet" (Morgenland-Verlag, Berlin. 161 Seiten. Geh. 2.50 ℛ.ℳ.). Es enthält Stimmungsbilder aus der Zeit des Ruhrkampfes, Impressionen sehr unterschiedlicher Art und gemischten Gefühles. Landschaftsmalerei, Stilleben, Realität und Phantasterei. Man spürt das Erlebte an der Unmittelbarkeit, Schlüssigkeit, Substanzhaltigkeit einzelner Gestaltungen, aber leider auch an mancher parteilichen, befangenen Meinung. Vorzüglich sind alle absichtslosen, dinglichen Darstellungen der besonderen Luft dieser Welt und ihrer Typen. Sympathisch ist etwas redlich Gefälltes, Freimütiges, Resolutes in der Art, zu sehen und sich zu äußern. Schlimm wird es, wo das Herzhafte sich zum Burschikosen verliert, schlimmer, wenn unappetitliche Stammtischflegeleien scheinbar kritiklos notiert sind, und gefährlich, wenn politischer Ehrgeiz so primitive Effekte konstruiert wie in dem Dialog des französischen und des deutschen Pfarrers. Die Sache ist immer dort verfehlt, wo eine Abrechnung gehalten, ein nachträglicher Tusch riskiert wird. Dabei bleibt die Grundhaltung zwiespältig; gibt es neben den Exzessen nationaler Reizbarkeit doch humanere Regungen, siegt bisweilen die menschliche Einsicht über das Ressentiment (eine Schulkameradin wurde durch den männermordenden Krieg mannstoll; eine Schwangere wird das Franzosenkind trotz aller Anfeindung zur Welt bringen, und scharf ablehnend heißt es: „Herr Genshlein, ein Deutscher, der sich politisch nennt, weil er nur Schlechtes vermutet"). Die wirklichen Hintergründe der Ruhrkrieges sind in dieser Dichtung nicht einmal gestreift, sie ist — auf hohem literarischen Niveau — eine Ballade im Sinne heutiger Pflichtlektüre. Elisabeth Langgässer besitzt einen eigenen Ton, eine schöne massive, energische Sprache, zum Riechen und Schmecken drastisch, mit kantigen Feststellungen, unter die sich unvermutet ein schwerfälliger Schachtelsatz einschleicht.

M. H.—n.

Ballade eines Landes.

Ballade eines Landes nennt Elisabeth Langgässer ihr kurzes Prosabuch „Grenze: Besetztes Gebiet" (Morgenland-Verlag, Berlin. 161 Seiten, Geh. 2,50 RM). Es enthält Stimmungsbilder aus der Zeit des Ruhrkampfes, Impressionen sehr unterschiedlicher Art und gemischten Gefühles. Landschaftsmalerei, Stilleben, Realität und Phantasterei. Man spürt das Erlebte an der Unmittelbarkeit, Schlüssigkeit, Substanzhaltigkeit einzelner Gestaltungen, aber leider auch an mancher parteilichen, befangenen Meinung. Vergnüglich sind alle absichtslosen, dinglichen Darstellungen der besonderen Luft dieser Welt und ihrer Typen. Sympathisch ist etwas redlich Gefühltes, Freimütiges, Resolutes in der Art, zu sehen und sich zu halten. Schlimm wird es, wo das Herzhafte sich zum Burschikosen verliert, schlimmer, wenn unappetitliche Stammtischflegeleien scheinbar kritiklos notiert sind, und gefährlich, wenn politischer Ehrgeiz so primitive Effekte konstruiert wie in dem Dialog des französischen und des deutschen Pfarrers. Die Sache ist immer dort verfehlt, wo eine Abrechnung gehalten, ein nachträglicher Tusch riskiert wird. Dabei bleibt die Grundhaltung zwiespältig, gibt es neben den Exzessen nationaler Reizbarkeit doch humanere Regungen, siegt bisweilen die menschliche Einsicht über das Ressentiment (eine Schulkameradin wurde durch den männermordenden Krieg gemütskrank, eine Schwangere wird das Franzosenkind trotz aller Anfeindung zur Welt bringen und scharf ablehnend heißt es: „Herr Genaklein, ein Deutscher, der sich politisch nennt, weil er zur Schlachten [illegible]"). Die wirklichen Hintergründe des Ruhrkrieges sind in dieser Dichtung nicht einmal gestreift, sie ist — auf hohem literarischen Niveau — eine Ballade im Sinne heutiger Pflichtlektüre. Elisabeth Langgässer besitzt einen eigenen Ton, eine schwere, massive, energische Sprache, zum Riechen und Schmecken drastisch, mit knappen Feststellungen, unter die sich unvermutet ein schwerfälliger Schachtelsatz einschleicht.

M. H.—n.

Ein jüdischer Geschichtsroman.

Rabbi Akiba und Bar Kochba stehen im Mittelpunkte des Romanes: „Wie Ton in des Töpfers Hand“ von Felix Halpern (Gustav Engel, Verlag, Leipzig, 375 Seiten. Geh. ℳ 3.75). Max Brod leitet das Werk mit anerkennenden Worten ein. Ich als Nichtjude, dem also das Stoffliche sozusagen Hekuba ist, muß gestehen, daß Halperns Buch mich kalt ließ, während einst Brods jüdisch-historischer Roman „Reubeni, Fürst der Juden“ mich unmittelbar ergriff und erregte. Das war eine wirkliche Dichtung, dies hier ist eine anständige, gründliche, mit Liebe zur Sache, aber ohne das magische Mehr, ohne den zündenden Funken geleistete Fleißarbeit. Der prinzipielle Gehalt des Themas ist, über den jüdischen Sonderfall hinaus, hochaktuell: die Entscheidung für den geistigen oder den brutal-körperhaften Kampf, für den Glauben an einen Friedensbringer oder den Wahn vom rächenden Messias, für die Botschaft an alle oder die völkische Allüre. Aber die Ausführung bleibt konventionell, der Stil farblos, uninteressant, mit Gemeinplätzen, Billigkeiten, Fadenscheinigem. Die Figuren behalten etwas Panoptikumhaftes. Rabbi bleibt wie Bar Kochba im Grund unmotiviert. Bar Kochba schlechthin der richtige Schlagetot mit unfreiwillig komischem Gepolter. Und der knallige Endeffekt seines Lebens dürfte die greuliche Phantasie eines Barockdramatikers übertreffen. (Dina, die er liebte, deren Vater er tötete, „stacht atemlos“: „Falscher Messias“, stürzt sich von der Mauer; er zückt plötzlich das Schwert, stößt es tief in seine Brust und stürzt sich mit dem Rufe „Fluch über die Verräter!“ über die Brüstung. „Unten am Turmtore zerdrückt sein blutender Riesenleib den warmen Leichnam Dinas.“) Halperns warnender Roman von einem Nazitum der jüdischen Vergangenheit schwelgt aber nicht immer so wüst und ist als Ganzes doch eine nützliche Deutung verflossener Zeiten.

Max Hermann (Neiße)

HANS FALLADA

Wie gern würde ich reisen!

DIE ROTE ARKTIS

NEUE BÜCHER.

Ein jüdischer Geschichtsroman.

Rabbi Akiba und Bar Kochba stehen im Mittelpunkte des Romanes: „Wie Ton in des Töpfers Hand" von Felix Halpern (Gustav Engel Verlag, Leipzig. 275 Seiten. Geh. ℳ 3.75). Max Brod leitet das Werk mit anerkennenden Worten ein. Ich als Nichtjude, dem also das Stoffliche sozusagen Hekuba ist, muß gestehen, daß Halperns Buch mich kalt ließ, während einst Brods jüdisch-historischer Roman „Reubeni, Fürst der Juden" mich unmittelbar ergriff und erregte. Das war eine wirkliche Dichtung, dies hier ist eine anständige, gründliche, mit Liebe zur Sache, aber ohne das magische Mehr, ohne den zündenden Funken geleistete Fleißarbeit. Der prinzipielle Gehalt des Themas ist, über den jüdischen Spezialfall hinaus, hochaktuell: die Entscheidung für den geistigen oder den brutal-körperhaften Kampf, für den Glauben an einen Friedensbringer oder den Wahn vom rächenden Messias, für die Botschaft an alle oder die völkische Allüre. Aber die Ausführung bleibt konventionell, der Stil farblos, uninteressant, mit Gemeinplätzen, Billigkeiten, Fadenscheinigem. Die Figuren behalten etwas Panoptikumhaftes, Rabbi bleibt wie Bar Kochba im Grund unmotiviert. Bar Kochba schlechthin der richtige Schlagetot mit unfreiwillig komischem Gehaben. Und der knallige Endeffekt seines Lebens dürfte die greulichste Phantasie eines Barockdramatikers übertreffen. (Dina, die er liebte, deren Vater er tötete, „lacht atemlos": „Falscher Messias", stürzt sich von der Mauer; er zückt plötzlich das Schwert, stößt es tief in seine Brust und stürzt sich mit dem Rufe „Fluch über die Verräter!" über die Brüstung. „Unten am Turmtore zerdrückt sein blutender Riesenleib den warmen Leichnam Dinas.") Halperns warnender Roman von einem Nazitum der jüdischen Vergangenheit schwelgt aber nicht immer so wüst und ist als Ganzes doch eine nützliche Deutung verflossener Zeiten.

Max Hermann (Neiße)

HANS FALLADA

Geschenkbücher

LITERATURBLATT
der Frankfurter Zeitung

Eine neue Hamlet-Dichtung.

In seinem realistischen Gegenwartsroman „Das Martyrium des Dicken" hat einst Henry Bérard die fatale Situation „eines braven Mannes mit dem stattlichen Gewicht von einhundert und sieben Kilo achtzig" abgebildet — besonders fatal, wenn der heikelste Augenblick des Liebesglückes lächerlich werden muß. Ganz anders gestaltet nun Georg Britting den „Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß" (Albert Langen-Georg Müller, München, 261 Seiten, in Leinen 5.50 ℳ) in einer eigenartig poetischen Prosadichtung, die mit den Figuren der Historie eine barocke Phantasie ihr Spiel treiben läßt. Da handelt sich's nicht so sehr um die besonderen Mißhelligkeiten und Nöte, die über korpulente Menschen verhängt sind, auch nicht einmal um eine exakte Ausdeutung des Hamletproblems. Sondern um Lust und Fähigkeit zum Fabulieren, einem Schwärmen, das dennoch auf festen Füßen im [illegible] Erdreich steht, Saft und Kraft besitzt und schließlich ganz von selbst in die Bereiche der allgemeinen Allgemeinheit und Welterkenntnis hineinwächst. Die Hauptstärke des Dichters Britting besteht hier darin, mit Worten Stimmungen zu malen, Naturstimmungen, Körperstimmungen, Seelenstimmungen und wirklich zu malen. Es ist alles mehr gesehen als gehört, durch Schauen erlebt, und ausgeführt in derben oder zierlichen, ländlichen oder wuchtigen, einfachen oder verschnörkelten Landschaftsbildern, Genrebildern, Schlachtenbildern, Fruchtstücken, Stilleben und am Ende schließt mit einem unpathetisch grandiosen [illegible] Klosterbild. Wirkt im ersten Teil manches ein wenig preziös, im mittleren barbarisch, so macht der letzte alles wieder gut mit der erhabenen Monumentalität seiner zeitlosen Gelassenheit und standfesten Resignation. Da befinden wir uns in jener Sphäre, in der die skeptischen Dichtungen Anatole Frances [illegible].

Max Herrmann (Neiße)

LITERATURBLATT
der Frankfurter Zeitung

Eine neue Hamlet-Dichtung.

In seinem realistischen Gegenwartsroman „Das Martyrium des Dicken“ hat einst Henry Béraud die fatale Situation „eines braven Mannes mit dem stattlichen Gewicht von einhundert und sieben Kilo achtzig“ geschildert — besonders fatal, wenn der heikelste Augenblick des Liebesglückes lächerlich werden muß. Ganz anders gestaltet nun Georg Britting den „Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß“ (Albert Langen-Georg Müller, München, 261 Seiten, in Leinen 5.50 ℳ) in einer eigenartig poetischen Prosadichtung, die mit den Figuren der Historie eine barocke Phantasie ihr Spiel treiben läßt. Da handelt sich's nicht so sehr um die besonderen Mißhelligkeiten und Nöte, die über korpulente Menschen verhängt sind, auch nicht einmal um eine scharfe Ausdeutung des Hamletproblems. Sondern um Lust und Fähigkeit zum Fabulieren, einem Schwärmen, das dennoch mit festen Füßen im Grobe vorstehenden Erdreich steht, Saft und Kraft besitzt und schließlich ganz von selbst in die Bereiche der allgemeinen Allgemeinheit und Welterkenntnis hineinwächst. Die Hauptstärke des Dichters Britting besteht hier darin, mit Worten Stimmungen zu malen, Naturstimmungen, Körperstimmungen, Seelenstimmungen, und wirklich: zu malen. Es ist alles mehr gesehen als gehört, durch Schauen erlebt und ausgeführt in derben oder zierlichen, lieblichen oder wuchtigen, einfachen oder verschnörkelten Landschaftsbildern, Genrebildern, Schlachtenbildern, Fruchtstücken, Stilleben und am Ende sogar einem unsäglich grandiosen unheilig frommen Klosterbild. Wirkt im ersten Teil manches ein wenig preziös, im mittleren barbarisch, so macht der letzte alles wieder gut mit der erhabenen Monumentalität seiner seligen Gereiftheit und standfesten Resignation. Da befinden wir uns in jener Sphäre, in der die skeptischen Dichtungen Anatole Frances gediehen.

Max Herrmann (Neiße)

LITERATURBLATT
der Frankfurter Zeitung

Neue Platon-Literatur.

Der Herzog.

Die Bezeichnung „Biographischer Roman" ist immerhin seltsam für das Buch von Friedrich Griese: Der Herzog (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, Berlin, Leipzig. 284 Seiten. In Leinen geb. RM 6.50), das mit reiner Erzählerfreude ein Stück mecklenburgischer Lokalgeschichte zu rekonstruieren versucht. Der Waschzettel behauptet überdies, hier wäre etwas ganz Neues gefunden: die dichterische Form der Chronik. Dem kann ich nicht beipflichten; vielmehr scheint mir, daß Grieses Buch wesensverwandt ist mit Werken wie Flauberts „Salammbo", Wassermanns „Alexander in Babylon", Döblins „Wallenstein". Ein historischer Roman mit poetischen Qualitäten, der eine unsympathische Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets unangenehm davon berührt bin, wie sie sich in der Ausmalung grausamer Einzelheiten gefallen. Auch in Grieses gründlicher Berichterstattung sind alle Brutalitäten barbarischen Gebarens mit pedantischer Vollständigkeit vorhanden: man prügelt, foltert, schändet, mordet mit bestem Gewissen. Gelehrsamkeit und Aberglauben vertragen sich in ein und demselben Kopfe, es ist das Ende des siebzehnten, der Beginn des achtzehnten Jahrhunderts. Menschen sind wohlfeil, Herrenrechte maßlos. Grieses Herzog hat angeblich ein Herz für die kleinen Kätner, will die Ritterschaft seines Landes kleinkriegen, erbost aber in diesem Kampfe seine Bauernanhänger unnötig auf und unterliegt als unbelehrbarer, unberechenbarer Querulant. Er ist ein schwieriger, dummer, anormaler Troll, ein Rüpeltyp von plebejischer Grobschlächtigkeit, in jeder Beziehung ein Schädling, und abermals widerspricht der Tatbestand durchaus einer Waschzettelnotiz: „unverstanden, ein letzter wahrer Herzog" heißt es da. Griese kann das Atmosphärische einer Aera gut plausibel machen, in einer Art von historischen Bilderbogen drastisch Zeitkolorit geben. In den besten Fällen schafft er dann Stimmungsminiaturen von eigenem Reiz, zum Beispiel die Liebesnacht mit der Wendischen im Jagdschloß Friedrichsmoor oder das Gehabe der Geistlichen und das seltsame Gespräch mit Thomas Haselschacht aus dem Schwerinischen oder die absonderliche Wüstheit der Zarengesellschaft. Das geheimnisvolle Drum und Dran im ersten Teile des Romans kann mich nicht ganz überzeugen, diese unheimliche Verbundenheit mit der tierhaften Amme und die bedeutsame Beziehung zum Feuer wirkt etwas konstruiert, aber am Schluß blüht Balladenkraft natürlich, rein und stark. Die Dunkelheit, die trübe Stille um den Vertriebenen, dem alles mißrät, der sich selbst verrät, ist beklemmend spürbar und schwer zu vergessen, wie er am See die Leichen von Bauern findet, die man hier ertränkt hat. Es ist ganz aus, und da es Morgen wird, kommt ein Schäfer friedlich mit seiner Herde, der weiß nichts von dem bösen und lächerlichen Lebenskampfe dessen, der drüben am Seeufer steht. Der Herzog betrachtet ihn. „Du hast deine Schafe", sagt er. Dann macht er sich fort. So etwas prägt sich für lange ein in seiner umflorten Herbheit. Die Sprache des Buches ist sauber, rechtschaffen, kompakt; nur selten stört ein altertümlicher Schnörkel („Eia, eia, ein neuer Herzog! Je, je.")

Max Herrmann (Neiße).

Literarische Nachrichten.

„Das Gut im Elsaß."

FREMDSPRACHLER

LITERATURBLATT
der Frankfurter Zeitung

Neue Platen-Literatur.

Der Herzog.

Die Bezeichnung „Biographischer Roman" ist immerhin seltsam für das Buch von Friedrich Griese: Der Herzog (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, Berlin, Leipzig. 284 Seiten. In Leinen geb. RM 6.50), das mit reiner Erzählerfreude ein Stück mecklenburgischer Lokalgeschichte zu rekonstruieren versucht. Der Waschzettel behauptet überdies, hier wäre etwas ganz Neues gefunden: die dichterische Form der Chronik. Dem kann ich nicht beipflichten; vielmehr scheint mir, daß Grieses Buch wesensverwandt ist mit Werken wie Flauberts „Salammbo", Wassermanns „Alexander in Babylon", Döblins „Wallenstein". Ein historischer Roman mit poetischen Qualitäten, der eine unsympathische Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets unangenehm davon berührt bin, wie sie sich in der Ausmalung grausamer Einzelheiten gefallen. Auch in Grieses gründlicher Berichterstattung sind alle Bestialitäten barbarischen Gebarens mit pedantischer Vollständigkeit vorhanden; man prügelt, foltert, schändet, mordet mit bestem Gewissen, Gelehrsamkeit und Aberglauben verirren sich in ein und denselben Kopfe, es ist das Ende des siebzehnten, der Beginn des achtzehnten Jahrhunderts. Menschen sind wohlfeil, Herrenrechte maßlos. Grieses Herzog hat angeblich ein Herz für die kleinen Kätner, will die Ritterschaft seines Landes kleinkriegen, ändert aber in diesem Kampfe seine Bauernanhänger unablässig auf und unterliegt als unbelehrbarer, unberechenbarer Querulant. Er ist ein schwieriger, dunkler, anormaler Troll, ein Rüpeldespot von plebejischer Grobschlächtigkeit, in jeder Beziehung ein Schädling, und abermals widerspricht der Tatbestand durchaus einer Waschzettelnotiz: „unverstanden, ein letzter wahrer Herzog" heißt es da. Griese kann das Atmosphärische einer Ära gut plausibel machen, in einer Art von historischen Bilderbogen drastisch Zeitkolorit geben. In den besten Fällen schafft er dann Stimmungsminiaturen von eigenem Reiz, zum Beispiel die Liebesnacht mit der Wendischen im Jagdschloß Friedrichsmoor oder das Gelage der Geistlichen und das seltsame Gespräch mit Thomas Hagelschacht aus dem Schwerinischen oder die abenteuerliche Wüstheit der Zarengesellschaft. Das geheimnisvolle Drum und Dran im ersten Teile des Romans kann mich nicht ganz überzeugen, diese unterirdische Verbundenheit mit der tierhaften Amme und die bedeutsame Beziehung zum Feuer wirkt etwas konstruiert, aber am Schluß blüht Balladeskes natürlich, rein und stark. Die Dunkelheit, die trübe Stille um den Vertriebenen, dem alles mißrät, der sich selbst verirrt, ist beklemmend sichtbar und schwer zu vergessen, wie er am See die Leichen von Bauern findet, die man hier ertränkt hat. Es ist ganz aus, und da es Morgen wird, kommt ein Schäfer friedlich mit seiner Herde, der weiß nichts von dem bösen und lächerlichen Lebenskampfe dessen, der drüben am Seeufer steht. Der Herzog betrachtet ihn. „Du hast deine Schafe", sagt er. Dann macht er sich fort. So etwas prägt sich für lange ein in seiner unfloriten Herbheit. Die Sprache des Buches ist sauber, rechtschaffen, kompakt; nur selten stört ein altertümlicher Schnörkel („Eia, eia, ein neuer Herzog! Je, je.")

Max Herrmann (Neiße).

Literarische Nachrichten.

„Die Armut hat auch gute Seiten . . .“

Auch die unmittelbare Gegenwart und ihr aktueller Problemkreis bekommen nun schon eine belletristische, mit Bonhomie arbeitende Darstellung. Ein Beispiel dafür scheint mir Bruno Wellenkamps Roman „Sehnsucht mit Erfolg“ (Verlag Ullstein, Berlin. 286 Seiten, gebunden R.M. 5) zu sein. Drei wichtige, schwerwiegende Dinge werden da behandelt: die Arbeitslosigkeit, die schwierige Lage heutiger Jugend, die besondere Atmosphäre des deutschen Dorf-, Kleinstadt-, Provinzlebens. Aber alle drei sind immer wieder in eine bagatellisierende Beleuchtung gesetzt, die scharfe Kanten abschleift, um ihre tiefste Tragik und gefährliche Konsequenz gebracht, ins halbwegs Erträgliche gewendet, mit billiger Komik aufgeputzt. Stets mischt sich richtig Gesehenes mit teilweis falschen und auf todsicheren Lacher zielenden Szenen, das reale Detail mit einer Art neuer Romantik, die überzeugende Wiedergabe einer Stimmung mit einem schnörkelhaften Arrangement. Die Personen sind teils Menschen aus Fleisch und Blut, teils Lustspielfiguren mit den üblichen Marotten und Wunderlichkeiten. Das meiste stimmt nur ungefähr, es ist allemal ein Schuß Uebertreibung und Verkitschung dabei. Der Mangel an klarer, begründeter, sachkundiger Einsicht wird ganz deutlich in dem Klischee der Schwarz-in-Schwarz-Malerei einer kriminellen Schieberclique und der rosigen Ahnungslosigkeit und Gesetzestreue der Arbeitslosen. Wenn bei der Katastrophe der verderbten Reichen wie in den ältesten Schauerdramen die Elemente ihre unheimliche Begleitmusik machen und ein plumpvertraulicher Himmelsdialog das Ganze mit wohlfeilen Reden begleitet, ist das Anfechtbare, Unreelle, Brüchige der Haltung enthüllt. „Die Armut hat auch gute Seiten. Schrecklich gute Seiten sogar“, mit solchen und ähnlichen ausweichenden Sentenzen gelingt schließlich stets der Rutsch ins Behagliche. Eine Barlachwelt wurde ins Wackere, Versöhnliche, Gemütliche umgeschrieben und zum Frenßenmaterial gemacht. Sogar bisweilen in Frenßenscher Diktion: „Was hatte Pastor Moorbutter nachher zu ihr gesagt? „Theres, du bist'n junges Mensch mit'n Haufen Sehnsucht. Würg n'Teil davon ab, dann bleibt immer noch genug zum Leben übrig . . .“ Och, Pastor Moorbutter! Was weiß so'n kugelrunder Pastor von Sehnsucht. Gar nix weiß der.“

Max Herrmann (Neiße).

Marie Antoinette.

Lexika und Enzyklopädien.

NOBELPREIS 1932
Die Forsyte Saga
Erstausgabe in einem Band RM 8.50
GALSWORTHY

Stefan Zweig
Marie Antoinette

SCHÖNE GESCHENKBÜCHER HOHEN RANGES
PILGERFAHRTEN
CAN GRANDE DELLA SCALA
HIRTENGEDICHTE
BEI JAKOB HEGNER VERLAG IN LEIPZIG

ALBATROSS ALMANAC 1933

Die Eroberung der Kanzlei

„Die Armut hat auch gute Seiten . . .“

Auch die unmittelbare Gegenwart und ihr aktueller Problemkreis bekommen nun schon eine belletristische, mit Bonhomie arbeitende Darstellung. Ein Beispiel dafür scheint mir Bruno Wellenkamps Roman „Sehnsucht mit Erfolg“ (Verlag Ullstein, Berlin. 286 Seiten, gebunden RM 5) zu sein. Drei wichtige, schwerwiegende Dinge werden da behandelt: die Arbeitslosigkeit, die schwierige Lage heutiger Jugend, die besondere Atmosphäre des deutschen Dorf-, Kleinstadt-, Provinzlebens. Aber alle drei sind immer wieder in eine bagatellisierende Beleuchtung gesetzt, die scharfe Kanten abschleift, um ihre tiefste Tragik und gefährliche Konsequenz gebracht, ins halbwegs Erträgliche gewendet, mit billiger Komik aufgeputzt. Stets mischt sich richtig Gesehenes mit teilweis falschen und auf todsicheren Lacher zielenden Szenen, das reale Detail mit einer Art neuer Romantik, die überzeugende Wiedergabe einer Stimmung mit einem schnörkelhaften Arrangement. Die Personen sind teils Menschen aus Fleisch und Blut, teils Lustspielfiguren mit den üblichen Marotten und Wunderlichkeiten. Das meiste stimmt nur ungefähr, es ist allemal ein Schuß Uebertreibung und Verkennung dabei. Der Mangel an klarer, begründeter, sachkundiger Einsicht wird ganz deutlich in dem Klischee der Schwarz-in-Schwarz-Malerei einer kriminellen Schiebersippe und der rosigen Ahnungslosigkeit und Gesetzestreue der Arbeitslosen. Wenn bei der Katastrophe der verderbten Reichen wie in den ältesten Schauderdramen die Elemente ihre unheimliche Begleitmusik machen und ein plump vertraulicher Himmelsdialog das Ganze mit wohlfeilen Reden begleitet, ist das Anfechtbare, Unreelle, Brüchige der Haltung enthüllt. „Die Armut hat auch gute Seiten. Schrecklich gute Seiten sogar“, mit solchen und ähnlichen ausweichenden Sentenzen gelingt schließlich stets der Rutsch ins Behagliche. Eine Barlachwelt wurde ins Wackere, Verständliche, Gemütliche umgeschrieben und zum Fremdenmaterial gemacht. Sogar bisweilen in Frenßenscher Diktion: „Was hatte Pastor Moorbutter neulich zu ihr gesagt? „Therese, du bist'n junges Mensch mit'm Haufen Sehnsucht. Würg n'Teil davon ab, dann bleibt immer noch genug zum Leben übrig . . .“ Och, Pastor Moorbutter! Was weiß so'n kugelrunder Pastor von Sehnsucht. Gar nix weiß der.“

Max Herrmann (Neiße).